Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 62=82 (1916)

Heft: 43

Artikel: Kriegspsychologisches (Fortsetzung)

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-32795

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den 17. August bei Döttingen über die Aare versucht haben, und der nicht allein wegen des tapfern und geschickten Verhaltens der aus helvetischen Truppen bestehenden Uferbesatzung, sondern auch der mangelhaften technischen Vorbereitungen des Angreifers halber gescheitert ist. Neben zutreffenden taktischen Bedingungen wie der Möglichkeit ausreichender artilleristischer Vorbereitung und Deckung des Brückenschlages, des Hinüberwerfens genügender Deckungstruppen über den Strom spielt das Moment der Ueberraschung und umfassender technischer Vorkehrungen eine Hauptrolle für das Gelingen. Ihre Bedeutung wird umso größer, je schwieriger der Uebergang an sich ist und je mehr die Strom-, Ankergrund- und Uferbeschaffenheit die Bereitstellung eines besonders beschaffenen und zahlreichen Materials verlangen. So beanspruchte beispielsweise die Kriegsbrücke, die von den Russen 1877 bei Simnitza über die Donau geschlagen worden ist, obgleich der Strom dort durch eine Insel in zwei Arme geteilt wird, von denen der eine 650, der andere 550 Meter breit ist, bei einer Stromgeschwindigkeit von durchschnittlich 1,8 Meter, an die 136 schwimmende Unterlagen, von denen ein großer Teil besonders hatte gebaut werden müssen. Dabei erforderte zudem jedes zweite Schiff eine doppelte Verankerung, und für die Ueberbrückung der den Hauptarmen vorgelagerten Nebenwasserkanäle war noch ein beträchtliches Material an Böcken erforderlich geworden.

Unter diesen Umständen war es eine ziemliche Ueberraschung, als man den amtlichen Meldungen entnehmen konnte, daß rumänische Truppen in den ersten Oktobertagen bei Rjahovo genau in der Mitte zwischen Rustschuk und Tutrakan die Donau überschritten hätten. Es ist auch keine Frage, daß dieser Donauübergang von seiten der beteiligten Streitkräfte und ihrer Leitung sehr geschickt und überraschend vorbereitet und durchgeführt worden ist. Das ist umso mehr der Fall, als es sich nicht bloß um eine Ueberschiffung, sondern um die Erstellung einer wirklichen Kriegsbrücke gehandelt hat, für die bei der auch hier rund einen Kilometer betragenden Strombreite ein beträchtliches Ueberbrückungsmaterial erforderlich war. Ganz anders gestaltet sich aber die Sache, wenn man den Absichten und Aussichten dieses Uferwechsels, seiner operativen Berechtigung, nachgeht. Wollte man mit dem Donauübergang eine Demonstration oder Diversion zu Gunsten der Lage in der Dobrudscha bewirken, etwa gar die dort engagierten Streitkräfte Mackensens zwischen zwei Feuer bringen, so mußte man das ganze Unternehmen gleich von Hause aus machtvoll gestalten. Vor allem mußte man die für den Uebergang bestimmten Truppen auch ausreichend mit Artillerie und Kavallerie ausrüsten. Auch war es gegeben, die Brücke stromaufwärts gegen Schiffsangriffe zu sichern, umso mehr als man wußte, daß Monitore der österreichischen Donauflotille bereits bis Corabia und weiter stromabwärts streiften. Man durfte sich in allen diesen Beziehungen restlos an das russische Beispiel aus dem Jahre 1877 halten, das auch die Stromsicherung nicht außer Acht gelassen hatte. Das erste Uebergangsziel der Rumänen auf dem rechten Donauufer, Rjahovo, ist sowohl von Rustschuk wie von Tutrakan je 30 km, also eine gute Tagesmarschleistung, entfernt. Man mußte rumänischerseits unbedingt die Anwesenheit gegnerischer Truppen sowohl in Rustschuk wie in Tutrakan annehmen und vermochte auch zu berechnen, wie rasch diese bei der Brückenschlagstelle einzutreffen vermochten. Hiegegen galt es von Hause aus gerüstet zu sein. Vor allem mußten aber alle Mittel bereit gestellt werden, um ein Abreißen der Verbindung über den Strom hinüber zu verhindern. Für beides scheint man nicht die genügende Vorsorge getroffen zu haben. Zur Uebersetzung kam nur Infanterie, nach gegnerischem Bericht etwa fünfzehn Bataillone, ohne den heute mehr denn je nötigen artilleristischen Rückhalt, und österreichische Flußkampfschiffe vermochten die Pontonbrücke zu unterbrechen. So mußte das an sich kühne Unternehmen mit einem raschen Rückzuge auf das eigene Ufer enden, wenn es sich nicht gar zur Katastrophe gestaltete.

Jede militärische Operation muß einen bestimmten Zweck haben und dieser Zweckbestimmung und der mutmaßlichen feindlichen Gegenwirkung entsprechend fundiert, angelegt und ausgestaltet sein, sonst trägt sie den Keim des Mißlingens in sich. Das ist bei diesem rumänischen Donauübergang der Fall gewesen. Für eine große umfassende Operation verfügte man der Stärke und der Zusammensetzung nach Waffengattungen nach über zu wenig Kräfte und für ein beschränktes Ziel, eine bloße Drohung oder gar die Unterbrechung der Bahnlinie Rustschuk-Varna, war der Aufwand zu kostbar. Schon dieser inneren Unstimmigkeit wegen mußte das ganze Unternehmen in die Brüche gehen, bei dem ein unangebrachter Optimismus mitgespielt hat, falls es nicht gar eine Verlegenheitsoffensive oder Verzweiflungsdemonstration gewesen ist. Den Erfolg wird der rumänische Uferwechsel allerdings haben, daß er die Bulgaren zu einer strengeren Strombewachung zwingt, denn seine technische Vorbereitung und Durchführung macht den rumänischen Pontonnieren alle Ehre. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß die rumänische Armee 1913 im zweiten Balkankriege die Donau an zwei Stellen überbrückt hat, allerdings unter Ausschluß jeder feindlichen Einwirkung. Man verfügt jedenfalls über ein ausreichendes und den besonderen Verhältnissen der Donau genau angepaßtes Brückenschlagsmaterial. Um so mehr ist auf der gegnerischen Seite Wachsamkeit angezeigt, denn zum zweiten Male wird man wohl keinen Versuch mit untauglichen Mitteln wagen. -t.

Kriegspsychologisches.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Bild.

Ein einfacher Soldat, ein „Schweizer-Deutscher", schreibt seinem Bruder in Bern folgendes:

Will dir nun kurz erzählen, wie alles hergegangen ist. Nachdem unsere Kompagnie am 24. Juni in die vordern Stellungen vorrücken mußte, schon halbwegs unter heftiger Beschießung, kamen wir glücklich und ohne Verluste in unserer Stellung an. Fast acht Tage waren wir dem furchtbarsten Trommelfeuer ausgesetzt. Wer es nicht mitgemacht hat, kann sich keinen Begriff davon machen. Leider mußte unser gute Kompagnieführer sein junges Leben lassen, nachdem eine Gasgranate links neben uns den Unterstand durchgeschlagen hatte. Die 24er-, 28er- und schließlich die schrecklichen 32er-Geschosse hatten eine gräßliche Wirkung. Aber

unsere Unterstände waren zu gut gebaut. Natürlich durften nicht zwei solcher Geschosse auf die gleiche Stelle des Unterstandes fallen, da auch der Stärkste alsdann zusammenbrechen mußte. Das furchtbarste Krachen und Getöse und der Pulverdampf machten einen fast wahnsinnig. Und das Gefühl, jede Sekunde den Tod vor Augen zu haben. Ich dachte nichts als an meine Lieben zu Hause. Da — am 1. Juli morgens — kamen die Engländer und Schotten in acht Sturmkolonnen heran, nachdem sie jedenfalls geglaubt, alle Lebewesen bei uns vernichtet zu haben. Aber, o weh, unsere gute Artillerie verrichtete ihr Werk, und wir krochen wie ein Bienenschwarm aus unsern Löchern, und so wurden sie mit Maschinengewehren und Handgranaten empfangen. Es war schrecklich zuzusehen, wie die ersten zwei Sturmkolonnen nur so hinpurzelten, daß das Schlachtfeld übersäet war mit Leichen und Verwundeten, welchen nicht zu helfen war. Wir hatten aber unsere Pflicht erfüllt fürs geliebte Vaterland. Die andern zogen sich wieder in ihre Gräben zurück. Es war aber nicht so ein richtiges Angreifen der Engländer, denn es schien, wie wenn sie zögerten.

Hans Weber ist sehr aufrichtig in seinem „Aus meinem Kriegstagebuch“ („Aus den Tagen des großen Krieges“), dessen hier auch schon lobend Erwähnung getan worden ist. Er schreibt nämlich: . . . Da kommt das Kommando: Zum Sprung — auf! marsch, marsch! und — mein Gott, was ist das? — ich springe auf wie alle andern, wie ichs auf dem Uebungsplatz im Bitscher Lager gelernt habe, aber — ich spüre . . . Furcht! Furcht, wirkliche eiskalte Furcht läuft mir das Rückgrat hinab, preßt mir den Brustkasten zusammen, will mir die Beine lähmen. Da krieg ichs mit der Wut. Der Wut über mich selbst. Ich denke nicht ans Vaterland, nicht an den Krieg, nicht ans junge Weib und die alten Eltern, ich denke nur an mich. Feigling?! Das wär' verdammt. Ich beiß die Zähne zusammen, daß sie schmerzen, krampfe die Hände um die Knarre und stürze, stürze blindlings vorwärts, immer vorwärts. — Ich lege das Gewehr vor mich hin und schieße, schieße. Ich hab' keine Zeit zum Nachdenken und Antworten, muß schießen, schießen, immer zu, ohne Ziel, nur Standvisier, dahin, von wo ich Abschüsse höre . . .

Auch Weber weiß uns von der Furchtbarkeit des Wartenmüssens, dem entsetzlichen, nervenlähmenden Ausharren im Schützengraben zu erzählen und meint: Das will ich ganz offen bekennen, wir Soldaten sitzen nicht seit Monaten hier draußen in den Sumpfgräben und spielen mit dem Feind blutiges Verstecken nur aus blindem Gehorsam, nur, weil uns so befohlen ist. Das könnten wir nicht, dazu sind wir nicht geschaffen und nicht unterwiesen. Ja, noch mehr: Das hätten wir in der Gesamtheit — vielleicht nicht einmal ausgehalten. Nicht aus Mangel an Kraft und Ausdauer. Nein, vor Wut und vor Ungeduld hätten wir's nicht ausgehalten und vor Scham in der eigenen Seele, so mit der Waffe in der Hand im Grabenloch zu hocken, Wochen und Wochen und Monate lang und immer nur zu lauern und zu lauern, ob die Füchse da drüben nicht doch mal endlich aus ihrem Bau rauskommen . . . Ihr habts in diesem Kriege erlebt . . .: da konnten sie sich nicht zurückhalten, die Unserigen, da half weder Befehl noch Gehorsam, da mußten sie los, da mußten sie raus aus den versumpften Löchern, aufs freie Feld, und den Feind suchen und schlagen, wo sie ihn fanden. Das dürft ihr ihnen nicht verargen, die zum Dasitzen und Abwarten verdonnert sind und doch den Gegner nur einen Sprung weit vor sich lauern sehen. Da kann es ganz gut und gern vorkommen, daß ihm bei aller eisernen Selbstbeherrschung das Blut mal zu Kopf schießt, daß ihm mal die Hand durchgeht und eine Faust sich ballt und dreinschlägt, allein um des Dreinschlagens willen.

Bei den Bayern, die hier unsere Nachbarn rechter Hand sind, hab ichs mitangesehen. Bei denen wars schon lange zu spüren, daß sie's satt hatten bis an den Hals, das Hinstehen und Wartenmüssen und sich Beknallenlassen. So oft ich einen oder ein paar von ihnen traf, platzten sie's heraus mit krebsrotem Gesicht und grimmig verbissenen Zähnen: Wir derhaltens nimmer, Kam'rad, wir derhaltens nimmer länger! Wir san doch koane gemalten Schießbud'nhansen nöt, daß wir dahinstehen sollen und uns anknall'n lassen, drei Schuß für a Zehnerl, gelt? Wir gehen raus aus'm Loch, wir han's an Leitnant schon g'sagt: Wir gehen los, und wenn der ganze Schnee verbrennt. Na, und eines schönen Abends sind sie denn auch wirklich losgegangen. Das Gewehr genommen und einfach rausgestiegen aus dem Graben, alle Mann. Und drauflos wie's Wetter. Sie hatten nur etwa 60 m bis hinüber, die machten sie in einem einzigen Sprung, mit brüllendem Hurrah. Geschossen haben sie dabei überhaupt nicht, nur mit dem Seitengewehr geschafft. Alles, was nicht vor ihnen davon lief, einfach in Grund und Boden zusammengestochen. So blitzschnell sind sie über den Gegner hergefallen, daß der nicht einmal Zeit hatte, Leuchtraketen hochzulassen. Alles geschah in mondlosem, nebeldickem Dunkel. Und nicht einmal eine halbe Stunde insgesamt, da waren sie schon wieder zurück und standen hinter ihren Schießlöchern und verpusteten sich. Ihre bajuwarische Wut hatte sich ausgetobt, nun wars gut, nun konnten sie's wieder eine Zeit lang ertragen, das Dahinstehenmüssen im Grabenloch, drei Schuß für'n Zehnerl . . .

Hans Osman schildert in seinem Buche „Mit den Kriegsfreiwilligen über die Yser“ die Gefühle, die ihn bei der Feuertaufe beherrschten, wie folgt — er ritt mit dem Batterietrompeter, der schon vorne gewesen war, in die Linie: Das wissende Lächeln auf dem Gesicht des Trompeters wurde stärker — sprach Hohn daraus? Schadenfreude, daß er seine Feuertaufe schon überstanden hatte und wir nun erst hinein mußten? Unwillkürlich empfand ich eine Zeit lang etwas wie Zorn auf den Reiter neben mir; er sollte dieses dumme Lächeln doch lassen. Aber das war ja Unsinn! Machten meine Nerven etwa Dummheiten? Weil der Kanonendonner, den wir schon den ganzen Tag gehört hatten, jetzt schärfer, aus nächster Nähe klang? Unsinn! Ich gab mir einen Ruck und setzte mich im Sattel zurecht, schickte das kurze Stoßgebet, das wohl in ähnlicher Form millionenmal gen Himmel gesandt worden ist, empor: Lieber Gott laß uns siegen! Und wenn ich fallen soll, nimm dich der Meinen an und laß mich als anständigen Kerl fallen, wenn es sein muß. In deine Hände befehle ich mich. — Gott sei Dank,

das machte frei und sicher, mochte kommen, was da wollte, das Lachen des Trompeters ließ mich jetzt kalt, ja es kam mir harmlos und gutmütig vor, und ich schalt mich im Innern, daß ich den guten Kerl so verdächtigt hatte . . .

Ein anderer Gewährsmann, Richard Volderauer, hat ein lesenswertes Buch geschrieben; „Neun Monate an der Westfront" nennt er es (Heilbronn, Eugen Salzer). Darin schildert er die Erstürmung der Höhen bei Brudersdorf durch die badischen Leibgrenadiere und äußert sich über sein erstes Feuerbad wie folgt:

Wir gehen weiter vorwärts durch den Park. Man hat eigentlich jetzt ein merkwürdiges Gefühl. Hinter jedem Gebüsch des Parks glaubt man den Tod lauern zu sehen. Und hat damit nicht ganz Unrecht. Aber vorne gehen unsere Führer mit gezogenem Degen, und da gibts für uns Grenadiere nur eines, ihnen nach, und sei es in den Tod . . . (Heil euch, ihr Führer, die ihr solche Truppen kommandieren dürft, mit solchen seid ihr unüberwindlich!)

Wir sind kaum richtig im Park, da geht ein Hagel von Salven auf uns nieder. Wir werfen uns auf den Boden. Man liegt zwischen Gestrüpp. Hände und Wangen sind von den Hecken aufgerissen. Vom Feind ist absolut nichts zu sehen. Und doch pfeifen die Kugeln in Massen um die Ohren. Ueber den Köpfen platzen die feindlichen Schrapnells und die Schrapnellkugeln prasseln herunter in den Park. Ringsum ist kein Mensch zu sehen. Jeder ist nur auf sich selber angewiesen . . .

Das Ausharren im Granatfeuer stellt natürlich an die Mannschaften die höchsten Anforderungen, darin gehen alle Schilderer einig. Volderauer gibt uns ein sehr anschauliches Bild: . . . So ein regelmäßiges Granatfeuer ist etwas ganz Schreckliches. Wenn die pfeifenden Dinger rechts und links, vorne und hinter uns einschlagen, so glaubt man, sein Ende sei gekommen. Wir dürfen uns in der Stellung gar nicht bewegen, da wir von den feindlichen Artilleriebeobachtern eingesehen sind und bei jeder Bewegung sofort Granatfeuer einsetzt. So liegen wir wie Maulwürfe am Boden gekauert im Walde, hie und da durch einen Baumast oder ein Gesträuch etwas gedeckt. Kaum Wasser hat man zum Trinken und das, was man hat, ist schlecht. Aber Not bricht Eisen. Da lernt man harte Brotkrumen, die man 14 Tage in der Tasche nachträgt, schätzen und schleckt danach wie nach einer Delikatesse.

Wir hatten gerade wieder einmal direkt auf unsere Waldecke Granatfeuer bekommen und wurden von Eisensplittern geradezu überschüttet. Nach zwei Stunden, während welcher Zeit wir regungslos dalagen, ließ der Granatenregen etwas nach. Da zog neben mir ein Reservist sein Feldgebetbuch aus der Rocktasche und meinte ganz leise: Seit 14 Jahren bin ich nicht mehr in der Kirche gewesen. Jetzt gehe ich aber wieder hinein. Und lange Zeit sah man ihn in dem Gebetbüchlein lesen . . .

Eine andere Stelle lautet: Ein Krach! Man bückt sich instinktiv. Das Blut stockt in den Adern. Erdschollen fliegen in den Mund, verstopfen die Ohren und decken einen großen Teil des Körpers zu. Ein Ruck. Man ist wieder in der Höhe und begreift, daß man hart am Tod vorbeigegangen war . . .

Etwa ein Dutzend schwerer Granaten hatten die Franzosen herübergeschickt und die hatten bös gehaust. Ein großer Teil des Schützengrabens war eingeebnet. Dabei wurde ein Beobachtungsposten unter der einstürzenden Erdmasse begraben und mußte elend ersticken. Ein zweiter Mann hatte einen Volltreffer in den Unterstand bekommen und konnte nur nach mühsamer Arbeit unter dem Gewirr von Balken, Eisenschienen, Wellblech und Erde hervorgegraben werden. In der einen Hand hielt er noch krampfhaft ein Liebespaketchen seiner Eltern, der linke Arm fehlte. Ein dritter Toter lag mit zertrümmerter Schädeldecke und zerrissenem Körper in einem Laufgraben. Schreckliche Bilder . . .

Einige Kameraden lagen verschüttet unter der Erde, wurden aber noch rechtzeitig entdeckt, rasch ausgegraben und so dem Leben wieder gegeben. Die Sprache fanden sie allerdings nicht gleich, sondern stierten nur immer geradeaus mit zitternden Händen und bleichen Wangen . . . Und nach solchen Stunden, in denen man um ein Haar dem Tod entronnen war, hämmerte der Kopf, fieberte der Körper und zuckten die Nerven . . .

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Neun Monate an der Westfront. Aus dem Kriegstagebuch eines badischen Leibgrenadiers von Richard Volderauer. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn 1916. Preis Fr. 1.90.

Text und Bilder sind gut, die Schilderungen anschaulich und packend, klar und lebendig, das Buch ist daher für Soldatenbüchereien bestens zu empfehlen.

H. M.

Am Feinde. Der Augustfeldzug in Ostpreußen von Wilhelm Mießner. Heilbronn, Eugen Salzer. Preis Fr. 1.20.

Mießner hat viel mit Liliencron gemein; er ist ein Dichter und Schilderer von großer Tiefe und seltener Kraft, tiefgründiger noch als Liliencron, ein scharfer Beobachter und gründlicher Psychologe. Sein Buch gehört deshalb zu den ganz guten Gaben des Weltkriegs. Wir werden an anderer Stelle darauf zurückkommen.

H. M.

Mit der schlesischen Landwehr in Rußland. Sieben Monate am Feinde. Von *Viktor Jungfer*, Leutnant d. R. in einem Landwehr-Infanterie-Regiment. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn. Fr. 1.25.

Sehr anschauliche Schilderungen, die uns beweisen, daß die schlesische Landwehr in keiner Weise hinter dem „Auszug" zurücksteht; sie sind deswegen gerade auch für uns lehrreich. Kurz und knapp gehalten, gibt uns jeder Abriß ein Bild, das haften bleibt, und auch der Psychologe kommt auf seine Rechnung.

H. M.

Bibliographie.

Eingegangene Werke.

111. Der Krieg von 1914. Die Tätigkeit der belgischen Armee für die Verteidigung des Landes und die Wahrung seiner Neutralität. Bericht der *obersten Heeresleitung*. Zeitabschnitt vom 31. Juli bis 31. Dezember 1914. Zürich 1916. Verlag von Rascher & Co.

112. *Gnirs*, Dr. *Anton*. Oesterreichs Kampf für sein Südland am Isonzo. 1615 bis 1617. Als eine Chronik des 2. friauler Krieges nach zeitgenössischen Quellen. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln. Wien 1916. L. W. Seidel & Sohn, Verlag. Preis Fr. 5.25.

113. *v. Sothen, Otto*. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 59.) Mit neun Uebersichtskarten. Kl. 8° geb. 138 S. Leipzig 1914. B. G. Teubner, Verlag. Preis Fr. 1.70.